



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

67. JAHRGANG – HEFT 6
NOVEMBER/DEZEMBER 2015

67. JAHRGANG – HEFT 6
NOVEMBER/DEZEMBER 2015

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

NOVEMBER/DEZEMBER 2015

WEIHNACHTEN – GESCHICHTE ODER GESCHICHTEN?

| | |
|---|-----|
| Kurt Bangert: Wort des Schriftleiters | 141 |
| Jörg-Dieter Reuß: Die Weihnachtsgeschichte – wie wahr ist sie? | 143 |
| Werner Martin: Weihnachten – historisch und existenziell gedeutet | 148 |
| Andreas Rössler: Jan Hus – Blutzeuge der Wahrheit | 152 |
| Erwin Martin: „Ich hatt’ einen Kameraden“, Teil III | 155 |
| Gott neu denken: Moderne Ansätze einer philosophischen Theologie | 159 |
| Nachtrag: Bibliographie zu Sebastian Castellio | 166 |
| Informationen | 168 |
| Weihnachten | III |

Zweimonatsschrift

des *Bundes für Freies Christentum e. V.*
Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Druck

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

Schriftleitung

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032/92 52 050
E-Mail: bangertkurt@gmail.com

Autoren

Pfarrer Jörg-Dieter Reuß, Hermann-Hesse-Weg
4/2, 89143 Blaubeuren
Dr. Werner Martin, Martin-Buber-Straße 5,
26129 Oldenburg
Pfarrer Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße
20, 70619 Stuttgart
Studiendirektor a.D. Erwin Martin, Wasserturm-
straße 25, 67549 Worms

WORT DES SCHRIFTFLEITERS

Weihnachten – Geschichte erinnern oder Geschichten erzählen?

In Kürze beginnt die Adventszeit, in der sich Christen auf Weihnachten vorbereiten, das Fest der Geburt Jesu. Doch was genau wird zu Weihnachten gefeiert? Dieses Heft fragt danach, was wohl tatsächlich dran ist an der Weihnachtsgeschichte. Haben wir es hier mit zuverlässiger Geschichtsschreibung zu tun? Oder mit gern erzählten Geschichten, über deren Historizität wir aber wenig aussagen können?

Nicht von ungefähr gleichen sich die Wörter „Geschichte“ (im Sinne von *Historie*) und „Geschichte“ (im Sinne von *Erzählung*). Denn Geschichte braucht Geschichten. Was Menschen sich nicht mehr erzählen, das entschwindet im Nebel der Vergessenheit, das kann nicht zu unserer eigenen Geschichte werden. Nur was Menschen für erzählenswert gehalten haben, konnte in die Geschichtsschreibung einfließen und als „Geschichte“ verinnerlicht und erinnert werden.

Die Geschichtsforschung ist eine relativ junge Wissenschaft, die sich aber im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte erheblich gewandelt hat. Leopold von Ranke (1762–1836), der große Historiker-Pionier des deutschen Idealismus, hielt Geschichte für eine strenge Wissenschaft, die durch sorgfältige Dokumenten-Analysen (historisch-kritische Forschung) herauszufinden versucht, „wie es gewesen“ sei – ein geflügeltes Ranke-Wort, das auch anglo-amerikanische Historiker auf deutsch zu zitieren wissen.

Doch diese Geschichtsauffassung hat sich durch die oft kontrovers geführten Historikerdebatten des 20. Jahrhunderts (zumindest teilweise) als obsolet erwiesen. Zwar geht es auch heute noch darum herauszufinden, was nach Maßgabe unserer Erkenntnis und Erforschung in der Vergangenheit tatsächlich passiert sein dürfte, doch sind heutige Historiker im Hinblick auf den Wahrheitsgehalt der von ihnen erforschten „Geschichte“ wesentlich nüchterner und bescheidener geworden. Heute gilt weitgehend die These: Geschichte ist das, was wir dafür halten. Geschichte ist das, was Menschen für erzählenswert und für erinnerungswürdig halten.¹ Und das gilt auch für das, was wir unter „Weihnachten“ verstehen. Und was verstehen wir unter Weihnachten?

Weihnachten ist ein Symbol. Es steht zunächst für die allgemeine theologische These, *dass Gott in die Welt gekommen ist*; dass er nicht ein ferner, abwesender, jenseitiger Gott ist, sondern ein Gott, der sich in der Welt gezeigt hat und der erfahrbar geworden ist. Weihnachten steht dann aber auch für die speziellere christliche These, *dass Gott Mensch geworden ist*, und zwar vor allem in Jesus von Nazareth; dies allerdings nicht in

¹ „Geschichte ist die Erfahrung des Historikers. Sie wird ausschließlich vom Historiker gemacht: Geschichte schreiben ist die einzige Art und Weise, Geschichte zu machen“, schrieb beispielsweise Michael J. Oakeshott in: *Experience and Its Modes*, London 1933, S. 99.

einem ontologischen Sinne, sondern in dem Sinne, dass sich Gott mit diesem Jesus *identifiziert* hat („Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Mt 3,17; vgl. Mt 12,18; 17,5 u. Parall.). *Identifikation* bedeutet nicht *Identität*, also keine seinsmäßige Verschmelzung, denn Mensch und Gott könnten verschiedener nicht sein und unterscheiden sich ja gerade durch ihre radikale Andersartigkeit. Die „Identifikation Gottes mit Jesus“ ist vielmehr eine theologisch-symbolische Redeweise, die besagt, dass Gott sich mit dem Leben und Wirken Jesu deshalb identifizierte, weil dieser Jesus einen Gott der Liebe und Barmherzigkeit predigte und in seinem Leben und Sterben selbst verkörperte. Jesus lebte und repräsentierte den liebenden und barmherzigen Gott so radikal, dass er dafür zu sterben bereit war. Durch Jesu Predigt und Wirken wurde aus einem fernen, ehrfurchtgebietenden und weitgehend abwesenden Gott ein Gott der Nähe, der liebevollen Zuwendung und der heilenden Vergebung. Die christliche Theologie hat aus dieser Identifikation Gottes mit Jesus zwei wichtige Schlüsse gezogen: Zum einen hat sie in diesem Jesus den wahren Menschen, also die Verkörperung des wahren Menschseins, gesehen. Und zum anderen hat sie in dem sich mit Jesus identifizierenden Gott den wahren Gott, nämlich den Gott der Liebe, erkannt.

Die Identifikation Gottes mit Jesus hat ihren glaubensmäßigen und symbolhaften Ausdruck darin gefunden, dass Christen diesen Jesus nicht nur als „Messias“ (als „Christus“, als „zum König Gesalbten“) bezeichneten, sondern als „auferstandenen“ betrachteten: Demnach identifizierte sich Gott mit diesem Menschen so sehr, dass er ihn, der zu Unrecht zu Tode gefoltert wurde, nicht dem Reich des Todes überließ, sondern auferweckte, erhöhte und auf dem himmlischen Königsstuhl „intronisierte“. Gott hat ihn gleichsam dem Reich der Verdammnis entrissen und ihn in sein himmlisches Reich heimgeholt. Insofern reichen sich die Symbole „Weihnachten“ und „Ostern“ die Hand und überwölben (und überwinden) so das Skandalon des Kreuzes. Für uns Christen heißt das heute: *Am Fest der Liebe feiern wir – dank Jesus – den Gott der Liebe, feiern wir die Liebe, die wir einander schenken und mit der wir anderen, auch Fremden, begegnen.*

In diesem Heft fragt Jörg-Dieter Reuß in einer theologischen Erzählung nach dem historischen Wahrheitsgehalt der Weihnachtsgeschichten. Und auch Werner Martin beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der historischen und existenziellen Bedeutung von Weihnachten. Andreas Rössler stellt uns den böhmischen Reformator Jan Hus vor, wobei er sich auf zwei Biographien bezieht, die in diesem Jahr aus Anlass des 600-jährigen Erinnerns an die Verbrennung dieses unerschrockenen Wahrheitszeugen erschienen sind. Rössler, der im vorletzten Heft den Reformator Castellio portraitierte, stellt in einem Nachtrag auch noch Bücher von und über Castellio vor. Erwin Martin setzt seine in den letzten beiden Heften veröffentlichten literarischen Reminiszenzen zum Ersten Weltkrieg mit einem Beitrag über Erich Maria Remarque fort. Und schließlich besprechen Wolfram Zoller und ich die lesenswerten Bücher von zwei Berliner Philosophen, die beide den Versuch unternommen haben, Gott „neu zu denken“. □

Kurt Bangert

DIE WEIHNACHTSGESCHICHTE – WIE WAHR IST SIE?

Eine theologische Erzählung für die Adventszeit¹

Jetzt sind es nur noch wenige Tage bis Weihnachten und Johannes weiß immer noch nicht so recht, was er mit diesem Fest eigentlich anfangen soll. Okay, das mit den Geschenken ist schon in Ordnung und der Christbaum bringt eine festliche Stimmung ins Wohnzimmer. Auch gegen Mamas Weihnachtsgebäck und einen schönen Becher Glühwein ist nichts einzuwenden. Aber wenn das alles ist ...? Dafür müsste man das Ganze doch nicht so wahnsinnig feierlich aufziehen.

Johannes beschließt, seinen Großvater aufzusuchen. Mit dem kann man reden. Da wird man ernst genommen, auch dann, wenn man mit halbfertigen Fragen ankommt und unausgegrenzte Ideen mitbringt.

„Großvater, hast du mal 'ne halbe Stunde Zeit für mich?“, fragt Johannes am Telefon. Wenig später sitzt er im Studierzimmer des Großvaters, ein großes Glas duftenden Weihnachtstee vor sich, und knabbert an den Spekulations-Keks, die der Großvater auf den Tisch gestellt hat.

„Na, was führt dich denn diesmal zu mir?“, fragt der alte Mann. „Wenn du dich an so einem kalten Wintertag auf dein Rad schwingst, muss es schon etwas Wichtiges sein.“

Johannes blickt nachdenklich in die Kerzenflammen. „Großvater, glaubst du an die Weihnachtsgeschichte?“, fragt er unvermittelt. „Ich meine, dass das wahr ist, was da erzählt wird?“

„Hm. Warum interessiert dich das?“

„Weil manches in der Weihnachtsgeschichte so unwahrscheinlich klingt, zum Beispiel das mit den Engeln. Und unser Religionslehrer hat neulich gesagt, an der ganzen Weihnachtsgeschichte sei so gut wie *nichts* historisch. Das sei bloß eine Legende.“

„Soso, eine Legende.“ Um die Augen des alten Mannes erscheinen amüsierte kleine Fältchen. „Also wenn du mich fragst – falsch ist das nicht gerade. Aber die ganze Wahrheit, die ist vielleicht doch ein bisschen komplizierter. Wie immer im Leben. Oder sagen wir: Wie fast immer.“

„Einfache Wahrheiten sind mir eigentlich lieber“, meint Johannes.

„Nun, das geht den meisten Menschen so. Auch unser Gehirn möchte es lie-

¹ Auch erschienen in: Jörg-Dieter Reuß, *Glauben mit Herz und Verstand*, BoD-Verlag: Norderstedt 2015.

ber bequem haben. Aber manchmal sind sie eben irreführend, die sogenannten einfachen Wahrheiten.“

„Und wie ist das nun bei der Weihnachtsgeschichte?“

Der Großvater lehnt sich zurück.

„Zunächst einmal ist einfach zuzugeben, dass viele Auskünfte, die wir da erhalten, historisch unzutreffend sind. Die Steuerveranlagung zum Beispiel, die Augustus durchführen ließ, war sicher nicht die erste ihrer Art, denn eine Regierung braucht Geld. Außerdem wurde die Festsetzung der Steuern damals nicht im ganzen römischen Weltreich vorgenommen, wie Lukas behauptet, sondern sie war auf Palästina begrenzt.“

„Woher weiß man das denn so genau?“, fragt Johannes skeptisch.

„Aus römischen Steuerakten, die sich aus jener Zeit erhalten haben. Und was die Durchführung dieser Steuerveranlagung angeht – davon hatte Lukas auch eine ziemlich abenteuerliche Vorstellung.“

„Wieso das?“, will Johannes wissen.

Der Großvater erhebt sich aus seinem Sessel und geht zu einem der Bücherregale, die sich an der Wand entlang ziehen. Als er zurückkommt, hat er eine Lutherbibel in der Hand. Bedächtig schlägt er das zweite Kapitel des Lukasevangeliums auf.

„Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war.“

– Findest du das logisch, Johannes? Denk mal scharf nach.“

Johannes zögert ein wenig, doch dann schüttelt er den Kopf. „Nein, das leuchtet mir nicht ein“, sagt er. „Warum sollte sich das Finanzamt dafür interessieren, wo jemand geboren ist oder herkommt? Und was soll das bringen, wenn die Leute dort hinreisen müssen? Ich nehme mal an: Was die Zimmerei des Josef einbrachte, konnte man an Ort und Stelle, also in Nazareth, viel leichter feststellen als im meilenweit entfernten Bethlehem.“

„Genau so ist es“, bestätigt der Großvater. „Was einer an Steuern zahlen musste, wurde natürlich da festgelegt, wo er wohnte, wo er sein Geld verdiente, wo er sein Haus und vielleicht auch sein Vieh und seine Äcker hatte. Außerdem wären die Römer schön dumm gewesen, wenn sie ein ganzes Volk, in dem es sowieso schon gärte und brodelte, sozusagen von Amts wegen in Bewegung gesetzt hätten. – Kannst du dir vorstellen, Johannes, warum das eine unglaubliche Dummheit gewesen wäre?“

Johannes zupft sich am Ohrfläppchen und nimmt einen Schluck Tee. „Da gab es doch diese Terroristen, na wie hießen sie gleich – ach ja, die Zeloten, die die Römer mit Gewalt aus dem Land jagen wollten. Für die wäre das ein gefundenes Fressen gewesen, eine tolle Gelegenheit, einen Aufstand anzuzetteln oder wenigstens ein paar Zollstationen zu überfallen. Wenn ein ganzes Volk auf den Beinen ist, muss die römische Polizei zwangsläufig den Überblick verlieren.“

Der Großvater nickt zustimmend. „Eine bessere Gelegenheit, um nach einem Terror-Anschlag spurlos unterzutauchen, hätten sich die Zeloten gar nicht wünschen können. Auch aus diesem Grund fiel es den Römern nicht im Traum ein, die Bevölkerung wegen dieser Steuergeschichte auf die Reise zu schicken. – Aber das ist noch nicht alles.“

Johannes sieht seinen Großvater fragend an.

„Lukas behauptet, Josef habe sich aufgemacht mit Maria, seiner Verlobten. Doch warum hätte er die mitnehmen sollen? Wer zum Finanzamt zitiert wird, muss deshalb doch nicht gleich seine Verlobte mitbringen. Damals wäre das sogar ein handfester Skandal gewesen, wenn ein Mann es gewagt hätte, mit einer jungen Frau zu reisen, die nicht mit ihm verheiratet war. Und dass Maria hochschwanger war, machte die Sache noch zusätzlich kompliziert.“

„Also wenn ich der Josef gewesen wäre“, wirft Johannes ein, „dann hätte ich zu meiner Maria gesagt: Bleib du mal schön daheim und pass gut auf dich auf, während ich diese lästige Steuersache erledige.“

Dann stützt Johannes sein Kinn in die Hand, wie immer, wenn er angestrengt nachdenkt. „Warum behauptet der Lukas dann all dieses Zeug?“, fragt er und es klingt etwas ärgerlich. „Warum mutet er uns all diese Ungereimtheiten zu?“

„Weil er ein Problem hatte“, versetzt der Großvater. „Sieh mal, jeder wusste damals, dass Jesus aus Nazareth kam, aus diesem völlig unbedeutenden Bergnest in Galiläa. Und nun musste Lukas seinen Lesern irgendwie plausibel machen, dass Jesus nicht *dort* auf die Welt gekommen war, sondern eben in Bethlehem.“

„Hm. Warum war das denn so wichtig? Das mit Bethlehem, meine ich.“

„Das kann ich dir genau sagen“, meint der Großvater. „Beim Propheten Micha (5,1) gibt es eine alte Verheißung, dass der Messias aus Bethlehem kommen soll. Die frühen Christen waren überzeugt: Jesus *war und ist* der Messias, der lang ersehnte Retter, der endzeitlich-endgültige Heilbringer. Es hat keinen Sinn mehr, auf einen anderen zu warten. Und darum musste Jesus natürlich in Bethlehem auf die Welt gekommen sein. Verstehst du?“

Johannes schweigt. In seinen dunklen Augen spiegeln sich die Kerzen, die inzwischen ein Stück heruntergebrannt sind. Nach einer Weile fragt er: „Und was fange ich jetzt an mit der Weihnachtsgeschichte? Wie siehst du das? Hat sie uns heute noch etwas zu sagen?“

„Ich glaube schon“, schmunzelt der alte Mann. „Man kann nämlich auch mit erfundenen Geschichten die Wahrheit sagen.“

„Im Ernst?“ Johannes macht große Augen.

„Aber klar doch!“, beharrt der Großvater. „Denk nur mal an die großen Romane der Weltliteratur. Etwa ‚Die Buddenbrooks‘ von Thomas Mann. Die Geschichte ist frei erfunden. Und doch sagt sie die Wahrheit darüber, wie es damals in einer großbürgerlichen Familie zugeht. Oder der Roman ‚Schuld und Sühne‘ von Dostojewski. Eine erfundene Geschichte, ganz klar – und doch sagt sie die Wahrheit darüber, wie es ist, wenn man Schuld auf sich lädt, wenn

man Angst hat vor dem Entdecktwerden und schließlich für seinen Fehltritt bezahlen muss.“

„Ich hab die beiden Romane noch nicht gelesen“, gesteht Johannes. „Es sind ja auch entsetzlich *dicke* Bücher.“

„Aber den Film ‚Der Herr der Ringe‘ – den hast du doch sicher gesehen?“

„Und ob!“, bestätigt Johannes. „Der Film ist einfach super!“

„Mich hat er ebenfalls beeindruckt“, sagt der Großvater. „Und siehst du – auch dieser Film erzählt doch eine Geschichte, die von A bis Z erfunden ist. Und trotzdem finde ich, dass der Film auf seine Weise die Wahrheit sagt. Die Wahrheit darüber, wie es ist, wenn das sorglos-gemütliche Leben plötzlich von einer dunklen, unberechenbaren Gefahr bedroht wird. Die Wahrheit über Machtgier und Verrat – doch zum Glück auch die Wahrheit darüber, was ein paar kleine Leute ausrichten können, wenn sie tapfer sind, fest zusammenhalten und dem Bösen die Stirn bieten. Der Film bringt Saiten in unserer Seele zum Klingen, die nur darauf warten, angeschlagen zu werden. Und genau so, finde ich, ist es auch mit der Weihnachtsgeschichte.“

In Johannes’ Gesicht ist ein hellwacher Ausdruck getreten. Aufmerksam sieht er seinen Großvater an. Der fährt fort:

„Die Weihnachtsgeschichte findet in unserer Seele eine so starke Resonanz, weil sie Erfahrungen anspricht, die auch *unsere* Erfahrungen sind oder werden können. Zum Beispiel das unfreiwillige Unterwegssein. Von den Mächtigen auf Trab gebracht werden und nichts dagegen machen können. Keinen Raum in der Herberge finden, keinen Platz, wo du wirklich geborgen und angenommen bist. Oder wie die Hirten einen Beruf ausüben, der nur wenig Abwechslung mit sich bringt, Nachtschicht machen müssen – und dann die große Überraschung, wenn plötzlich doch ein Licht in die Dunkelheit kommt.“

„Du meinst, die Weihnachtsgeschichte spricht uns deshalb an, weil sie irgendwie auch *unsere* Geschichte ist?“

„Genau, Johannes. Irgendwie ist das auch unsere Geschichte. Äußerlich oder auch innerlich. Vor allem natürlich die Geburt des Kindes. Mit einem Kind kommen ja neue Möglichkeiten auf die Welt. Eine neue Chance, dass etwas besser wird auf unserer Welt. Und so hat jede Geburt etwas von einem Wunder an sich.“

Johannes strahlt. „Jede Geburt ein kleines Weihnachten – meinst du das?“

„Wenn du es so ausdrücken willst, meinetwegen. Aber auch in uns drin kann so etwas geschehen. Das göttliche Kind will sozusagen in unserer Seele geboren werden. Und zwar nicht in den hellen Vorzeigeräumen, die wir immer wieder aufpolieren, weil wir einen guten Eindruck machen wollen. Nein, ausgerechnet da, wo unsere tierhaften Seiten sitzen und wo unsere Armseligkeit zu Hause ist, weißt du, all diese Schwächen und Macken, mit denen wir uns und anderen das Leben schwer machen. Gerade da, wo es in uns aussieht wie in einem Stall, da kann und soll das rettende Wunder geschehen. Da soll es hell und warm werden, bis wir von innen heraus zu leuchten anfangen.“

„Das klingt gut“, meint Johannes. „Aber was ist, wenn da nichts passiert – ich meine, in uns drin?“

Der Großvater macht ein ernstes Gesicht. „Dann nützt uns die ganze Weihnachtsgeschichte nichts, und wenn sie historisch noch so einwandfrei verbürgt wäre. Ein kluger Kopf – er nannte sich Angelus Silesius – hat es einmal so formuliert: *„Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verloren.“*

Verstehst du? Darauf kommt es an, was in dir und in mir geschieht – und nicht darauf, ob die Historiker noch irgendetwas Verlässliches über die näheren Umstände der Geburt Jesu herausfinden können.“

Johannes schließt die Augen. Man kann sehen, wie es in ihm arbeitet. „Ich glaube, mir ist jetzt klar, warum die Bilder der Weihnachtsgeschichte bis heute wirken und uns ansprechen“, sagt er schließlich. „Aber eines möchte ich doch noch gern wissen. Findest du, dass die Weihnachtsgeschichte darüber hinaus irgendetwas mit *Jesus* zu tun hat? Ich meine: mit dem richtigen Jesus, der wirklich gelebt hat?“

Wohlvollend und auch ein bisschen stolz ruhen die Augen des Großvaters auf Johannes, der vor Aufregung ganz rote Backen bekommen hat.

„Aber ja“, sagt er. „Die Weihnachtsgeschichte hat eine Menge damit zu tun, wie Jesus damals auf seine Umgebung gewirkt hat. Freilich nicht als Kind, sondern als erwachsener Mann. Wo er hinkam, haben Menschen erlebt, wie in ihre dunklen Lebensumstände ein warmes Licht hineinleuchtete. Wie sich der verschlossene Himmel öffnete. Angeschlagene wurden gesund, Ängstliche wurden mutig und Unterdrückte wurden frei. Verzweifelte fanden eine neue Hoffnung, Traurige lernten das Lachen, Arme fühlten sich endlich wahrgenommen und ernst genommen. Manchmal war es gerade so, als sängen die Engel.

Siehst du, Johannes – solche Erfahrungen wurden poetisch verdichtet und an den Anfang zurückverlegt. Und so entstand die Weihnachtsgeschichte. Sie ist zum Glück kein vordergründiger Tatsachenbericht. Sonst wäre sie für uns kaum noch interessant. Sondern sie ist eine dichterische Erzählung voller Schönheit und Tiefsinn. Und gerade so spricht sie uns an und sagt uns die Wahrheit. Die Wahrheit über Jesus – und die Wahrheit über uns.“

Johannes nickt nachdenklich. Dann wirft er einen Blick auf seine Uhr. „Ich würde gern noch länger mit dir reden“, sagt er, „aber es ist spät geworden und ich muss heim. Du weißt ja, wie meine Eltern sind.“

„Schon gut, Johannes. Komm gut heim! Und wenn es dir mal wieder danach ist, dann ruf einfach bei mir an.“

Johannes ist schon fast aus der Tür, als er sich noch einmal umdreht. „Übrigens – danke für alles!“, ruft er. Und schon ist er weg. Der alte Mann tritt ans Fenster und schaut seinem Enkel nach. Dann wandert sein Blick nach oben. Die Wolkendecke, die den Winterhimmel verdüsterte, ist aufgerissen und gibt den Blick frei auf ein Heer von Sternen. Irgendwie sieht es so aus, als funkeln sie an diesem Abend besonders hell. □

Jörg-Dieter Reuß ist Pfarrer i.R. und wohnt in Blaubeuren.

WEIHNACHTEN

Historisch und existenziell gedeutet

Wenn heute das Weihnachtsfest im Kreis der Familie gefeiert wird, so denken wir meist nicht darüber nach, wie die Menschen in den vergangenen Jahrhunderten diesen Tag begingen und welche Bedeutung er für sie hatte.

1. Vom heidnischen Sonnengott zum Christkind

Die ersten Christen feierten noch kein Weihnachtsfest. Sie kannten nur das Passahfest, das der Erinnerung an Jesu Abendmahl gewidmet war und aus dem später das Osterfest hervorging. Noch im dritten Jahrhundert verwarfen die Kirchenväter den Gedanken, Jesu Geburtstag zu feiern, denn man hielt es für eine heidnische Sitte, den Geburtstag des Erlösers festlich zu begehen. Man berechnete zwar den Tag der Geburt Jesu, war aber der Ansicht, dass es sich um einen Frühlings- oder Herbsttag handeln müsse. Denn in Judäa konnten im Winter Menschen und Tiere kaum im Freien nächtigen, sodass die Geburtsgeschichte von den Hirten auf dem Felde einen winterlichen Termin unwahrscheinlich machte.

Von Persien ausgehend verbreitete sich die Verehrung des Lichtgottes Mithras. Als der Mithraskult dann um die Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert in Rom an Einfluss gewann, wurde der 25. Dezember mit Wagenrennen, Volksfesten und dem Abbrennen großer Feuer gefeiert. Um dieses heidnische Fest von christlicher Seite wirkungsvoll zu bekämpfen, musste zur gleichen Zeit ein ebenso bedeutsames christliches Fest stattfinden. Die Geburt Christi erschien als ebenbürtiger Anlass für ein solches Fest. Aber erst, als das Christentum Staatsreligion geworden war, erklärte der römische Bischof Liberius im Jahre 354 den 25. Dezember, den Tag des Mithras, zum Geburtstag Jesu.

Doch nicht bei allen Christen stieß das „Christfest“ auf Gegenliebe. In Ägypten und Palästina sträubte man sich, weil man der Meinung war, dass man den Ereignissen räumlich näher sei und es eigentlich besser wissen müsse. Die orthodoxe Ostkirche hält bis heute daran fest, den 6. Januar als das Tauf- und Geburtsfest Jesu zu feiern.

In Germanien blieb das Weihnachtsfest bis ins 8. Jahrhundert hinein unbekannt; die Germanen feierten das Fest der Wintersonnenwende lange vor der Christianisierung. Erst die Synode in Mainz erklärte im Jahr 813 den 25. Dezember zum Geburtsfest Christi und zum allgemeinen kirchlichen Feiertag. Der Name Weihnachten (vom althochdeutschen „wihe naht“ = heilige Nacht) hingegen stammt aus noch späterer Zeit, aus dem 12. Jahrhundert.

2. Zur biblischen Weihnachtsgeschichte

So wie das Christfest heute von den Kirchen begangen wird, wirkt es für viele Menschen irreführend. Im Zentrum des Gottesdienstes am Heiligen Abend steht die Weihnachtsgeschichte (Lk 2,1-20). Sie erzählt vom in Windeln gewickelten und in einer Krippe liegenden Kinde, von Hirten auf dem Felde, von einem Engel Gottes, von einem in Licht getauchten Himmel und von himmlischen Heerscharen. Für die Menschen zu biblischer Zeit waren es vertraute Ausdrucksformen. Doch wenn sie in heutiger Zeit eher auf Unverständnis stoßen und die Weihnachtsbotschaft als unglaubwürdig erscheinen lassen, ist es wohl ratsamer, sich von diesen Ausdrucksformen zu lösen.

Geburtslegenden Jesu finden sich in den Evangelien von Matthäus und Lukas. Ihre Erzählungen stimmen in den Einzelheiten nicht überein: Nach Matthäus fällt die Geburt Jesu in die Zeit Herodes des Großen, der im Jahre 4 v.Chr. gestorben ist. Die erste Schätzung in Judäa erfolgte jedoch erst 6 bzw. 7 n.Chr. Und Quirinius wurde erst im Jahre 6 n.Chr. Statthalter von Syrien. Hiervon spricht das Lukasevangelium. Während Matthäus von einer Engelsbotschaft an Joseph zu berichten weiß, richtet sich die Engelsbotschaft bei Lukas an Maria. Matthäus berichtet von Magiern aus dem Orient, die sich von einem Stern zur Geburtsstätte Jesu leiten lassen, um ihm zu huldigen. Er berichtet des Weiteren von der Flucht der Familie Josephs nach Ägypten, dem Kindermord des Herodes sowie der Rückkehr der Familie Josephs von Ägypten nach Galiläa. Von diesen legendarischen Berichten weiß Lukas nichts. Dafür findet sich bei ihm die Erzählung von den Hirten auf dem Felde. Hiervon erfährt man bei Matthäus nichts. Nur die Tatsache der jungfräulichen Geburt in Bethlehem und die Namen Joseph und Maria stimmen bei Matthäus und Lukas überein. Der Geburtsort Jesu ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit gar nicht Bethlehem, sondern Nazareth. Bethlehem als Geburtsort des künftigen Messias und die jungfräuliche Geburt beziehen sich auf alttestamentliche Schriftstellen (Mi 5,2 bzw. Jes 7,14). Diese Schriftstellen gehören zu den sogenannten Erfüllungsworten oder Reflexionszitaten. Weitere Reflexionszitate betreffen die Flucht nach Ägypten (Hos 11,1), den Kindermord in Bethlehem (Jer 31,15) und die Rückkehr aus Ägypten (Jes 11,1). Es hieße, den wirklichen Hergang auf den Kopf zu stellen, wollte man diese Prophetenworte als den Anlass und Ausgangspunkt der Jesusgeschichten betrachten. Alle Evangelien sind von Ostern her geschrieben. Jesusgeschichten wurden mit alttestamentlichen Schriftstellen verknüpft, um Jesus als wahren Messias zu erweisen. Während der hebräische Text von Jes 7,14 von der Geburt durch eine junge Frau spricht, ist in der griechischen Bibel wie in Mt 1,23 von einer Jungfrauengeburt die Rede. Der Einfluss der griechisch sprechenden Gemeinde ist hier unverkennbar. Festzuhalten bleibt:

- (1) die Zeitangaben der Geburt Jesu sind widersprüchlich;
- (2) die Ortsangabe entspricht nicht der historischen Wahrheit;

- (3) nachträgliche Verknüpfungen mit alttestamentlichen Schriftstellen sollen Jesus als den wahren Messias legitimieren.

3. Von der Wahrheit der Weihnachtsbotschaft

Die „Weihnachtsgeschichte“ entspricht also nicht der historischen Wahrheit. So hat es sich sicherlich nicht zugetragen! Nun will die „Weihnachtsgeschichte“ aber auch keinen historischen Bericht geben, vielmehr handelt es sich um eine Legende. Legenden sind nicht einfach „fromme Lügen“, es handelt sich um eine literarische Gattung, die Wahrheit in verdichteter Sprache zum Ausdruck bringen will. Nach hebräischer Auffassung meint Wahrheit eine immer wieder aufs Neue erfahrene Verlässlichkeit, eine haltgebende und tragfähige Wirklichkeit. Wenn nach der Wahrheit einer Legende gefragt wird, geht es um diese Art von Wahrheit.

Die Wahrheit der Weihnachtslegende besteht darin, dass im Lichte des Glaubens der Evangelisten in Jesus von Nazareth sich eine letzte Wirklichkeit offenbart hat, sodass die Evangelisten Jesus als den Messias (griech. = Christos) bekennen. Nun muss aber der Redlichkeit halber eingestanden werden, dass Jesus nicht den jüdischen Vorstellungen vom erwarteten Messias entsprochen hat. In der Gestalt des Messias sahen die Juden einen idealen Herrscher, der das jüdische Volk aus der Unterdrückung durch andere Völker befreien werde. Mit seiner Gestalt verknüpfte sich die Erwartung einer politischen Wiederherstellung des Königreiches Davids. Um diese Missverständnisse zu vermeiden, ist es vielleicht ratsamer zu sagen, dass Jesus für die ersten Christen in überwältigender Weise vom „Geist Gottes“ erfüllt gewesen sein musste, so dass sie ihn als „Sohn Gottes“ ansahen. Das hebräische Verständnis kennt nur eine werdende Gottessohnschaft, die dadurch gestiftet wird, dass der Mensch vom „Geist Gottes“ bewegt wird. Der „Geist Gottes“ oder der „heilige Geist“ ist ein heilbringender, erlösender, lebensspendender, lebensermöglichender Geist. Nach griechischem Sprachverständnis beginnt die Gottessohnschaft aber mit der leiblichen Geburt. Die Vorstellung, dass Jesus ein von einer Jungfrau geborener Sohn Gottes gewesen sei, stellt für den griechischen Sprachgebrauch nichts Unmögliches dar. Auch Platon, Alexander und andere bedeutende Persönlichkeiten wurden mit Jungfrauengeburt in Verbindung gebracht. Man glaubte, dass bedeutende Persönlichkeiten nicht auf natürlichem Wege in diese Welt eingetreten sein konnten.

Ganz dem jüdischen Geist entsprechend heißt es in Röm 8,14: „Welche der Geist Gottes bewegt, die sind Kinder (Söhne) Gottes.“ Luther hat bei seiner Übertragung ins Deutsche überall dort, wo im Neuen Testament von Jesus die Rede ist, „Sohn Gottes“ eingesetzt. In allen anderen Fällen, so auch in Röm 8,14, steht bei ihm „Kinder Gottes“. Er wollte damit die Einzigartigkeit Jesu hervorheben. Sachlich gerechtfertigt scheint dies jedoch nicht, denn im griechischen Text wird an allen Stellen unterschiedslos vom „Sohn Gottes“ (*huios theou*) bzw. von „Söhnen Gottes“ (*hyioi theou*) gesprochen.

4. Epiphania - das Erscheinungsfest Jesu

Ich hatte bereits erwähnt, dass die orthodoxe Ostkirche bis heute daran festhält, am 6. Januar das Tauf- und Geburtsfest Jesu zu feiern. Bei der Taufe Jesu wird er zum „Sohn Gottes“ erwählt, indem der „Geist Gottes“ sich auf ihn niederlässt. Mit der Taufe am Jordan beginnt sogar das älteste Evangelium, das Markusevangelium. Auch das Matthäusevangelium (Mt 3,13-17) und das Lukasevangelium (Lk 3,21-22) berichten hiervon. Nach anderen alten Textzeugen des Lukasevangeliums heißt es: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt.“ Das entspricht dem Text des judenchristlichen Ebionäer-Evangeliums:

„Als das Volk getauft war, kam auch Jesus und wurde von Johannes getauft. Und wie er aus dem Wasser emporstieg, öffneten sich die Himmel, und er sah den heiligen Geist in Gestalt einer Taube, die herabkam und in ihn einging. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden. Und wiederum: Heute habe ich dich gezeugt. Und sogleich umstrahlte den Ort ein großes Licht.“²

Auch wenn dieses Ereignis am Jordan legendäre Züge trägt und somit auch nicht auf einen konkreten Zeitpunkt festgelegt werden darf, zeigt es deutlicher als die Weihnachtslegende: Wichtiger als die leibliche Geburt Jesu ist die geistige Geburt, indem Jesus ganz vom „Geist Gottes“ erfüllt wurde. Bereits van der Leeuw stellte hierzu fest, dass Geburt und Epiphanie eigentlich dasselbe seien.³

5. Die existenzielle Weihnachtsbotschaft

Auch wenn die Weihnachtsgeschichte nicht als historischer Bericht anzusehen ist, kann sie für uns auch heute noch eine wichtige Bedeutung haben. Den Evangelisten ging es ja auch nicht in erster Linie um historische Berichterstattung, sondern um eine lebensverändernde Botschaft. Es ist im Hinblick auf Weihnachten ja nicht damit getan, dass wir vor einem geschehenen Ereignis ehrfürchtig verharren. Die Weihnachtslegende zeigt in Bildern, was der Kern des christlichen Glaubens ist. Anstelle von herrschaftlicher Macht soll Frieden und Barmherzigkeit Lebenswirklichkeit werden – als Verheißung und Auftrag. Eine Gefährdung aber bleibt: Dadurch, dass die leibliche Geburt Jesu so sehr betont wird, werden die Menschen vom einzig Wichtigen abgelenkt. Darauf wollte wohl Angelus Silesius aufmerksam machen, indem er formulierte: „Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verloren.“ Der Sinn der Weihnachtsbotschaft liegt darin, dass wir selber uns vom „Geist Gottes“, von seiner heilenden, lebensermöglichenden Kraft erfüllen lassen. Und: Dieses „Weihnachten“ ist orts- und zeitunabhängig. □

Dr. Werner Martin ist Pädagoge und wohnt in Oldenburg.

² Vgl. Epiphanius, *Adversus Haereses* 30,13,7-8.

³ Gerardus van der Leeuw, *Phänomenologie der Religion*, Mohr: Tübingen 1933, S. 108.

JAN HUS – BLUTZEUGE DER WAHRHEIT

Vor 600 Jahren wurde der tschechische Reformator verbrannt

In zwei recht unterschiedlich angelegten, übersichtlichen und bei aller Präzision knappen, informativ geschriebenen, einander ideal ergänzenden Biografien wird das Leben, Wirken und tragische Sterben des böhmischen Reformators Jan Hus (geb. um 1370 – verbrannt am 6. Juli 1415) lebendig:

Arnd Brummer: Jan Hus. Warum ein frommer Katholik auf dem Scheiterhaufen endete, Wichern-Verlag: Berlin 2015, Hardcover, 160 Seiten (ISBN: 978-3-88981-389-3), 14,95 Euro.

Walter Rügert: Jan Hus. Auf den Spuren des böhmischen Reformators, Südverlag: Konstanz 2015, broschiert, 112 Seiten (ISBN: 978-3-87800-065-5), 16 Euro.

Das Buch von Dr. phil. Walter Rügert, dem Pressereferenten der Stadt Konstanz, ist reichhaltig mit farbigen Abbildungen versehen, die alle den in sich schon griffigen Text mit zeitgenössischen Darstellungen, mit Abbildungen aus Handschriften und mit Fotografien der Hus-Stätten veranschaulichen. Rügert berücksichtigt stark die Vorgeschichte, Zeitgeschichte und Nachgeschichte der Hus-Bewegung. Arnd Brummer, aus Konstanz stammender Journalist, der Herausgeber und Chefredakteur des evangelischen Magazins „chrismon“, der sich selbst als „Hussiten“ bekennt, durchleuchtet die Verhaltensweisen, Motive und Interessen von Hus, seinen Partnern, Gegnern und Vorgesetzten in erfrischend moderner Sprache und zeigt dabei, dass sich die Menschen über den „garstigen Graben der Geschichte“ hinweg gleich oder ähnlich bleiben. Dabei räumt er mit dem alten Vorurteil auf, Hus sei deutschfeindlich gewesen.

Beide Bücher zeigen: Hus war ein unerschütterlicher, geradezu unheimlich geradliniger und unerschrockener Wahrheitszeuge. „Die Wahrheit siegt“ (Rügert 107 f.) bzw. „Die Wahrheit wird siegen“ (Brummer 152) war seine Zuversicht, aus der heraus er in dem Ketzerprozess gegen ihn auf dem Konzil zu Konstanz den Widerruf seiner Überzeugungen ablehnte, was ihm unausweichlich den Flammentod einbringen musste.

Bei aller deutlichen Sympathie für Hus vermutet Rügert, das Wahrheitsverständnis von Hus sei uns heute fremd: „Hus mag mit ‚Wahrheit‘ etwas anderes

verstanden haben, als wir das heute tun“ (Rüger 108). Vielleicht muss ein Regionahistoriker diese Distanz wahren. Nach Brummer ist es „die Wahrheit der Heiligen Schrift“, die Hus gesucht, vertreten und in aller Öffentlichkeit verkündigt hat (Brummer 115). Das brachte Kritik an den Zuständen im kirchlichen Leben und an der Moral der Priesterschaft mit sich. Dies wurde zunächst durchaus toleriert, weil Hus nicht der einzige Kirchenreformer war. Es führte aber auch zu Kritik am Selbstverständnis der Kirche, und da hörte dann der Spaß auf. Nach Hus ist die wahre Kirche die Versammlung der wahrhaft Gläubigen unter Christus und nicht eine Institution, die bedingungslos unter Papst und Bischöfen steht. Das galt als schlimmste Ketzerei von Hus, dass er „die institutionelle Gestalt“ der Kirche „mit Hinweis auf die Heilige Schrift in Frage stellt“ (Brummer 141).

Hus hatte gelehrte Weggefährten wie Stanislaus von Znaim und Stephan Paletsch, die zunächst wie er Anhänger des englischen Reformators John Wyclif (um 1330–1384) und eifrige Kirchenreformer gewesen waren. Als er sich aber im Streit um den Ablass gegen die päpstliche Ablassbulle wandte, war es aus mit der Freundschaft. Die beiden bisherigen Freunde hatten in Italien am eigenen Leib Haft und Folter erfahren. Jetzt war es für sie klar, „päpstliche Bullen müssten einfach angenommen werden. Da gebe es überhaupt nichts zu diskutieren“ (Brummer 101). Die beiden wollten sich die Amtskirche, den Papst und den König, die alle machtpolitisch und opportunistisch dachten, nicht zu ihren Feinden machen. Sie wurden seine erbitterten Gegner und trugen schließlich wesentlich zum Ketzerprozess und zu seiner Verurteilung bei. „Hus selbst bleibt ein Wahrheitssucher – kein Diplomat, kein Politiker, kein Künstler der Taktik und Strategie“ (Brummer 101). „Hus notiert: ‚Ein Freund ist mir Paletsch, eine Freundin die Wahrheit. Unter beiden muss man dieser den Vorzug geben.‘ Das ist sein einziger Bezug: die Wahrheit einer christlichen Existenz. Seine einzige Angst heißt, nicht präzise den Bezug zwischen der Wahrheit der Heiligen Schrift und der des eigenen Lebens benennen und gestalten zu können“ (Brummer 102). Das Bekenntnis zur selbst erkannten Wahrheit war durch die Macht der Gegner und durch die dadurch hervorgerufene eigene Angst bedroht. Für Hus waren Furcht, Korruption und falsche Zeugenaussagen hauptsächliche Feinde der Wahrheit (Brummer 107).

Eindrücklich und erschütternd wird in beiden Büchern geschildert, wie unfair das (von 1414 bis 1418 in Konstanz tagende) Konzil mit Hus umgesprungen ist. Es fehlte in dem Ketzerprozess jegliche Fairness, in den Worten von Hus: „Anstand, Güte und Ordnung“ (Brummer 141). Hus wurde keine Gelegenheit gegeben, auf die Vorwürfe differenziert einzugehen und seine

Auffassungen zu erläutern. Brutal wurde er vor die Alternative gestellt: Widerruf oder Feuertod. Widerruf hätte bedeutet, dass er zwar nicht physisch, aber geistig getötet worden wäre. Er wäre in seiner Würde vernichtet gewesen und wäre als Feigling und als Verräter an dem, was ihm so überaus wichtig gewesen war, hingestellt gewesen. Seine letzten Worte vor der Hinrichtung waren: „Welche Irrtümer soll ich widerrufen? Ich bin mir keines einzigen bewusst! In der evangelischen Wahrheit, die ich geschrieben, gelehrt und gepredigt habe, will ich heute gerne sterben!“ (zitiert bei Brummer 149; Rügert 68).

Nicht zu vergessen sei hier der gleichgesinnte und hochgelehrte Hieronymus aus Prag, ein treuer Freund von Hus, den am 30. Mai 1416 in Konstanz dasselbe Schicksal ereilte (Rügert 70-75).

Was eigentlich war die angebliche Ketzerei von Hus? Er stand wohl schon in der Tradition der Waldenser (so Brummer 23. 112) mit ihrer Armut, mit der sie sich auf Jesus beriefen, ihrer hohen Moralität und ihrer Laienfrömmigkeit. So ist auch das Christentum von Hus stark ethisch geprägt. Vor allem aber war er Anhänger von John Wyclif, der die gesamte Glaubenslehre und die Kirche, ihre Institution und ihre Glaubenspraxis an der Heiligen Schrift maß. Damit war die kirchliche Autorität keineswegs unantastbar, sondern der Kritik ausgesetzt. Wyclif lehnte die Lehre von der „Transsubstantiation“ ab, der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi im Abendmahl. Nach Brummer ging Hus übrigens nicht mit Wyclifs Abendmahlslehre einig und zeigte gerade darin, dass er „kein Nachbeter und Nachäffer“ war (Brummer 64).

Rügert und Brummer betonen den Einfluss von Hus auf Luther seit 1519 (Rügert 90 f.). Es gibt frappierende Entsprechungen: der Maßstab der Bibel, in der wiederum Christus Mitte und Maßstab ist; schon Hus appelliert „an den schlecht unterrichteten Papst, der besser zu unterrichten sei“ (Brummer 88); der Kampf gegen den Ablass; die Berufung auf die Heilige Schrift *und* auf das Gewissen; der „Laienkelch“ (die Gläubigen empfangen im Abendmahl Brot und Wein); die deutliche Unterordnung der kirchlichen Hierarchie unter Christus als den einen Herrn und Meister. Hus und Luther waren leidenschaftliche Prediger und Bibelausleger. Luther beruft sich in der Leipziger Disputation 1519 bei seinem damals absolut revolutionären Satz „Auch Konzilien können irren“ auf die evangeliumswidrige Verurteilung von Hus auf dem Konstanzer Konzil (Brummer 134).

Was bei den beiden überaus lesenswerten Büchern von Brummer und Rügert bewusst wird: Ein leicht zugänglicher Band mit den wichtigsten Schriften und Briefen von Hus in deutscher Übersetzung ist dringend erforderlich! □

Dr. Andreas Rössler ist Pfr. i.R. und ehemaliger Schriftleiter von *Freies Christentum*.

„ICH HATT' EINEN KAMERADEN“

Der Erste Weltkrieg in literarischen Zeugnissen von Frontsoldaten, Teil III

In den letzten beiden Hefen von ‚Freies Christentum‘ brachten wir die ersten beiden Teile der literarischen Reminiszenzen von Zeitzeugen des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren, die Erwin Martin nun mit dem dritten Teil dieser Reihe fortsetzt. Nach Walter Flex und Ernst Jünger lässt Martin nun Erich Maria Remarque zu Wort kommen.

Das dritte Buch meiner Wahl unterscheidet sich von den bisher besprochenen zunächst dadurch, dass es kein Tagebuch ist, sondern ein Roman. Es ist Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*. Nun kann man vielleicht Bedenken haben, ob man einer Romanhandlung ebenso viel Glaubwürdigkeit zutrauen kann wie einem Tagebuch, das unmittelbar vor Ort von einem Autor niedergeschrieben wurde, der mitten in der Sache stand, alles brandnah miterlebte und seine Empfindungen dazu festhielt, während ein Roman eine erfundene Handlung mit erfundenen Personen darbietet.

Wenn man dann noch erfährt, dass der Autor Erich Maria Remarque erst 1916 eingezogen wurde, 1917 an die Westfront kam, nach kurzer Zeit mit schwerer Verwundung in ein Armeehospital eingeliefert wurde, in dem er bis zum Kriegsende blieb, lässt sich diese Soldatenlaufbahn mit denen von Flex, Jünger und (dem noch zu behandelnden) Zuckmayer kaum vergleichen. Und doch erreichte Remarques Buch eine große Leserschaft.

Remarque legt die Erzählhandlung in den Mund eines zwanzigjährigen Kriegsfreiwilligen namens Paul Bäumer, der mit sieben seiner ehemaligen Klassenkameraden alle Phasen des mörderischen Stellungskrieges durchlebt, wobei ein Mitkämpfer nach dem anderen fällt und auch Paul Bäumer im letzten Kampf des Krieges den Todesschuss erhält.

Remarque stellt seinem Text den Leitgedanken voraus: „Dieses Buch soll weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam.“

Die Erlebnisse, die Remarque seinen Protagonisten und dessen Kameraden haben lässt, stammen zum Teil aus seinen eigenen Erfahrungen an der Front, zum größten Teil aber aus den Erzählungen der Mitverwundeten im Militärhospital, wo er ausgiebig Gelegenheit hatte, alle Arten von Verletzungen, Leiden und Sterben als Folgen eines sinnlosen Gemetzels in einer unmenschlichen Kriegsstrategie zu beobachten.

In der Romanhandlung hat der Autor die Möglichkeit, seiner Hauptfigur mehr allgemeingültige Erlebnisse zuzuschreiben, als es bei einem einzelnen Tagebuchschreiber der Fall sein kann. Es entsteht dadurch ein erweitertes Spektrum realistischer Einzelheiten, die der Schriftsteller auf eine Figur und deren Umgebung konzentriert.

Dabei beschränkt sich der Wahrnehmungsrahmen der Hauptfigur auf den eines einfachen Soldaten als eines wehrlosen Befehlsempfängers, dem nichts erspart wird an Zumutungen, Schikanen und Demütigungen. Was Teilnahme am Ersten Weltkrieg bedeutete, wird gerade am Schicksal des simplen Infanteristen erkennbar.

Paul Bäumers Blick geht zurück auf die Schulzeit bei seinem Klassenlehrer Kantorek. „Kantorek hielt uns in den Turnstunden so lange Vorträge, bis unsere Klasse unter seiner Führung geschlossen zum Bezirkskommando zog und sich meldete.“ (S. 161) In der darauf folgenden militärischen Ausbildung verschwanden die idealistischen Vorstellungen, die sich die Schüler gemacht hatten. „Wir erkannten, dass nicht der Geist ausschlaggebend zu sein schien, sondern die Wichsbürste, nicht der Gedanke, sondern das System, nicht die Freiheit, sondern der Drill. Mit Begeisterung und gutem Willen waren wir Soldat geworden, aber man tat alles, um uns das auszutreiben [...]. Wir sahen, dass der klassische Vaterlandsbegriff unserer Lehrer sich hier vorläufig realisierte zu einem Aufgeben der Persönlichkeit [...]. Wir fanden, dass wir auf das Heldentum wie Zirkuspferde vorbereitet wurden.“ (S. 27 f.)

Remarque lässt nun seinen Paul Bäumer schildern, wie der ausbildende Unteroffizier Himmelstoß, im Zivilberuf Briefträger, seine Macht als Vorgesetzter schamlos ausnutzte, um die jungen Leute mit tausend Schikanen zu demütigen, die bei manchen Rekruten zur Krankheit und sogar zum Tod führten.

Dann aber räumt Bäumer ein: „Wir wurden hart, misstrauisch, mitleidlos, rachsüchtig, roh – und das war gut, denn diese Eigenschaften fehlten uns gerade. Hätte man uns ohne diese Ausbildungszeit in den Schützengraben geschickt, dann wären wohl die meisten von uns verrückt geworden. So aber waren wir vorbereitet auf das, was uns erwartete. Wir zerbrachen nicht, wir passten uns an. [...] Das Wichtigste aber war, dass in uns ein festes, praktisches Zusammengehörigkeitsgefühl erwachte, das sich im Felde dann zum Besten steigerte, was der Krieg hervorbrachte: zur Kameradschaft!“ (S. 32)

Trotz dieser Einsicht in die Notwendigkeit des Drills in der Ausbildung bleibt aber die Erinnerung an den sadistischen Kasernenhofschinder Himmelstoß, der über das notwendige Maß an harter Disziplin hinausging und seine Minderwertigkeitskomplexe mit willkürlichen Schikanen kompensierte. Als am Ende der Ausbildungszeit die Gruppe zum Fronteinsatz beordert wird, nehmen die jungen Leute die Gelegenheit wahr, Rache zu üben, und sie tun das mit geradezu jungenhaftem Eifer, der ihnen noch gemäß ist, bevor sie in den Kampf gehen und ihre Jugendlichkeit nach und nach verlieren. Sie überfallen den ahnungslos aus der Kneipe kommenden Himmelstoß, werfen ihm ein Bettlaken über, damit er sie nicht erkennen kann, ziehen ihm die Hose herunter und verdreschen ihn nach Strich und Faden. Am folgenden Tag rücken sie zum Frontdienst ein.

Einige Zeit später erscheint Himmelstoß aus der Etappe ebenfalls im Fronteinsatz. Und nun erfolgt ein zweiter Akt der Rache. Obwohl er auch hier als Unteroffizier ihr Vorgesetzter ist, behandeln ihn die „alten Frontsoldaten“ mit voller Verachtung und zwingen ihn, als er sich in der Kampfsituation zu drücken versucht, handgreiflich zum Einsatz. An der Front herrschen andere Verhältnisse als auf dem Kasernenhof.

Unter den Bedingungen der Front mit der ständig lauenden Todesgefahr verändert sich das Bewusstsein der jungen Menschen. Die Elektrizität, die die Front ausstrahlt, mobilisiert unbekannte Nervenspitzen: „Mit einer sonderbaren Geschmeidigkeit der Sinne ist der Körper mit einem Schlage in voller Bereitschaft zur Abwehr.“ Dieser Zustand steigert sich geradezu ins Mythische. Bäumer spürt schon von ferne die Saugkraft der Front. Aus der Erde, aus der Luft strömen ihm Abwehrkräfte zu, am meisten von der Erde: „Erde, mit deinen Bodenfallen und Löchern und Vertiefungen, in die man sich hineinwerfen, hineinkauern kann! Erde, du gabst uns im Krampf des Grauens, im Aufspritzen der Vernichtung, im Losbrüllen der Explosionen die ungeheure Widerwelle gewonnenen Lebens.“ (S. 59) Um zu überleben, folgt der Frontsoldat mehr dem tierischen Instinkt als dem menschlichen Denken und Bewusstsein. Wo die Front beginnt, werden Menschen zu Tieren.

Es ist aber auch von wirklichen Tieren im Fronteinsatz die Rede, und hier zeigen die Soldaten menschliche Gefühle. Wenn Pferde verwundet werden, ist es „der Jammer der Welt, es ist die gemarterte Kreatur, ein wilder grauenvoller Schmerz, der da stöhnt“ (S. 66) Es ist ein entsetzlicher Anblick, als von Granaten getroffene Tiere niederbrechen oder auch weiter galoppieren mit aufgerissenem Bauch, aus dem die Gedärme heraushängen. Und sie müssen warten, bis die Verwundeten aus dem Schussbereich herausgeholt sind, bevor man sie durch einen Schuss von ihren Qualen erlösen kann. Einer, von Beruf Landwirt, sagt: „Es ist die allergrößte Gemeinheit, dass Tiere im Krieg sind.“ (S. 68) Auch Jünger muss dergleichen erlebt haben, aber nirgends im Text ist davon die Rede. Tiere sind keine Helden!

Während Jünger es auch für selbstverständlich hält, dass Menschen im eroberten Feindesland aus ihren Heimorten vertrieben werden und man ihre Häuser, ihr Hab und Gut vernichtet und ihre Felder zur Wüste zerbombt, werden bei Walter Flex und bei Remarque die vom Krieg heimgesuchten Zivilisten wahrgenommen: „Unterwegs begegnen uns die fliehenden Bewohner der Ortschaft, die wir aufzuräumen haben. Sie schleppen ihre Habseligkeiten in Karren, in Kinderwagen und auf dem Rücken mit sich. Ihre Gestalten sind gebeugt, ihre Gesichter voll Kummer, Verzweiflung, Hast und Ergebenheit. Die Kinder hängen an den Händen der Mütter, manchmal führt auch ein älteres Mädchen die Kleinen, die vorwärts taumeln und immer wieder zurückschauen. Einige tragen armselige Puppen mit sich. Alle schweigen, als sie an uns vorübergehen.“ (S. 237)

Im Ersten Weltkrieg wurden an der Westfront Gasgranaten eingesetzt. Ein überraschender Gasangriff raffte viele Rekruten ohne entsprechende Erfahrung weg. Sie nahmen die Masken zu früh ab, wenn sie nicht wussten, dass sich das Gas auf dem Grunde der Trichter, in denen sie saßen, am längsten hielt. Sie schluckten

noch genug, um sich die Lungen zu verbrennen, und kamen elend zu Tode durch Blutstürze und Erstickungsanfälle.

Besonders erdrückend waren Einzelerlebnisse im Grabenkrieg. Verwundete, die außerhalb des Grabens liegen blieben, konnten nicht immer geborgen werden, wenn sie auf dem Bauch lagen und sich nicht umdrehen konnten. Ihre Stimme, die nach Hilfe rief, war nicht zu orten, weil sie zur Erde hin ertönte statt nach oben. Sie waren unrettbar einem qualvollen Tod ausgeliefert.

Seelisch belastet mit solchen Erlebnissen kann ein Frontsoldat im Heimaturlaub keine naive Wiedersehensfreude mehr empfinden. Man erwartet von ihm spannende Erzählungen, wenn er an einen Stammtisch geladen wird: „So, Sie kommen von der Front? Wie ist denn der Geist dort?“ Auf die Antwort Bäumers, dass jeder gerne nach Hause möchte, sagt einer: „Aber erst müsst ihr den Franzmann verknöpfen. Nun macht mal ein bisschen vorwärts da draußen mit eurem ewigen Stellungskrieg. Schmeißt die Kerle raus, dann gibt es auch Frieden.“ (S. 168 f.)

Bäumer: „Ich habe mir den Urlaub anders vorgestellt. Vor einem Jahr war ich auch anders. Ich bin es wohl, der sich inzwischen geändert hat. [...] Ich finde mich hier nicht mehr zurecht, es ist eine fremde Welt.“ (S. 170)

Als er bei der Rückkehr zur Front verwundet wird, kommt er ins Lazarett. Hier erfährt er von den Mitverwundeten die vielen Einzelheiten, die Remarque für sein Werk gesammelt und auf seine Romanfigur übertragen hat. Bäumer zählt auf, was alles an einem Menschen an der Front angeschossen und zerschossen werden kann. Die Liste ist grauenhaft, und er kommt zu dem Schluss: „Es muss alles gelogen und belanglos sein, wenn die Kultur von Jahrtausenden nicht einmal verhindern konnte, dass diese Ströme von Blut vergossen wurden, dass diese Kerker der Qualen zu Hunderttausenden existieren. Erst das Lazarett zeigt, was der Krieg ist.“ (S. 260)

Nach der Genesung muss Bäumer noch einmal zum Kampfeinsatz im letzten Kriegsjahr 1918, und es geht alles dem Ende entgegen. Die kampfmüden, schlecht ernährten Soldaten wehren sich aussichtslos gegen eine feindliche Übermacht. Bäumers Klassenkameraden sind der Reihe nach alle gefallen. Kurz vor dem Ende trifft es auch ihn. Es ist nicht ohne Sarkasmus, dass am Tag seines Todes der Heeresbericht meldet: Im Westen nichts Neues.

Bertolt Brecht, geboren 1898, war 16 Jahre alt, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Seiner kritischen Reflexion entstammen folgende Verse:⁴

*Wenn es zum Marschieren kommt, wissen viele nicht,
Dass ihr Feind an ihrer Spitze marschiert.
Die Stimme, die sie kommandiert,
Ist die Stimme ihres Feindes.
Der da vom Feind spricht,
Ist selber der Feind.*

Erwin Martin ist Studiendirektor a.D. und wohnt in Worms.

4 Bert Brecht, *Gesammelte Gedichte*, Bd. 2, ed. suhrkamp 836, Frankfurt a.M. 1976, S. 638.

GOTT NEU DENKEN

Wolfram Zoller und Kurt Bangert besprechen nachfolgend zwei Bücher der Berliner Philosophen Holm Tetens und Volker Gerhardt, die sich je an einer modernen philosophischen Gotteslehre versuchen:

1. Gott als unendliches Subjekt

Holm Tetens: Gott denken. Ein Versuch über rationale Theologie, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 19295, Philipp Reclam jun. GmbH & Co.: Stuttgart 2015 (ISBN: 978-3-15-019295-5), 5,00 Euro.

Überblickt man auch nur einigermaßen die Zahl der zeitgenössischen religions- und christentums-kritischen Veröffentlichungen, dann muss man sich nur wundern, dass es überhaupt noch glaubende Menschen gibt und die Kirchen sich – wenn auch bei schwindenden Mitgliederzahlen – bis heute immer noch als Größen von bedeutender gesellschaftlicher Gewichtigkeit behaupten können. Denn das Meer der kritischen Argumente und Einwände gegen den christlichen Glauben, die Phalanx der in Bibel und Kirchenglaube aufgewiesenen Widersprüche und Ungereimtheiten, der überholten Anschauungen und historischen Fragwürdigkeiten, der Irrationalismen und moralischen Katastrophen ist so gewaltig, dass man sich fragen muss: Kann dieser Glaube sich nur dadurch halten, dass die Gläubigen davon in Unkenntnis leben und die Kirchenvertreter in Vogel-Strauß-Manier die Augen davor verschließen oder angstvoll den Mund halten? Oder liegt in diesem Glauben doch etwas beschlossen, was allen kritischen Einwänden munter zu trotzen in der Lage ist?

Es ist hier jetzt nicht die Gelegenheit, diese vitalen Fragen zu erörtern. Aber der

eben benannte Sachverhalt gibt den düsteren Hintergrund ab für die waghalsige Unternehmung des renommierten Berliner Professors für theoretische Philosophie Holm Tetens, die er in einem schlichten Reclam-Bändchen gut lesbar vorgestellt hat, nämlich darzulegen, dass der Glaube an einen Gott, wie ihn die Theologie vertritt, durchaus seine eigene Vernünftigkeit und philosophische Geltung besitzt und sich damit gegenüber der Weltanschauung des Naturalismus, wie er die heutige geistige Szene beherrscht, nicht nur behaupten, sondern sogar vorteilhaft positionieren kann. Man liest es und reibt sich staunend die Augen.

Tetens ist sich dieser insulären Position durchaus bewusst, zumal er selber aus eben jener Ecke kommt, die er jetzt kritisch beleuchtet. Das hat er im Nachwort des Büchleins in aller Offenheit klargestellt: „Es ist für einen Philosophen heute durchaus nicht ohne Risiko, ein Buch über das Thema ‚Gott‘ zu schreiben, das für den Autor selbst und für manchen seiner Leser eher unerwartet nicht zu einem atheistischen oder agnostischen Fazit gelangt. Hat sich der Autor zudem früher stets im Kreis der philosophischen Atheisten oder zumindest der Agnostiker in der Gottesfrage aufgehalten und auf der zeitgeistsicheren Seite beheimatet gefühlt, dann sind selbst gute Freunde irritiert bis befremdet über des Autors ‚theistische Wende‘.“ (S. 94) Wie er persönlich dazu kam, verrät er uns zwar nicht, aber die Antwort ergibt sich wohl aus der logischen Konsequenz seines Gedankengangs.

Diesen Gedankengang im Einzelnen auszuführen, ist für uns jetzt nicht nötig, die große Linie muss hier genügen. Im ersten Teil legt er die wissenschaftlich fundierte Anschauung des Naturalismus dar, wonach alle Wirklichkeit rational erklärbar und jede Zielgerichtetheit in der Natur auszuschließen sei. Dagegen steht

freilich die Tatsache, dass diese behauptete All-Erklärbarkeit an einem wesentlichen Punkt scheitert, nämlich an dem Phänomen des subjektiven menschlichen „Ichs“, an dem deutlich wird, dass das Geistige nicht aus dem Physischen ableitbar ist, wenn es auch praktisch damit verknüpft ist. Damit scheitert der Anspruch des Naturalismus, das Ganze der Wirklichkeit zu erfassen, und dieser Anspruch erweist sich selbst als Wissenschaft, die sich zur Metaphysik erhoben hat, also eine Weltanschauung und damit als eine reine Überzeugungssache, als eine Glaubensanschauung genau so wie die theologische.

Dem gegenüber stellt Tetens nun in einem zweiten Teil die Position eines „theistischen Idealismus“ dar, der eben von der Eigenständigkeit des menschlichen selbstbewussten Subjektseins ausgeht. Wenn wir aber unser menschliches Ich als ein endliches Subjekt erfahren und denken, dann wird damit auch ein unendliches Subjekt denkbar, das alle Wirklichkeit in seinem Denken einschließt und enthält. Dieses unendliche Subjekt nennen wir herkömmlich „Gott“ und meinen damit einen absoluten Urgrund alles Seins, der alles in sich fasst und in allem gegenwärtig ist. Die Philosophie nennt diese Gottesauffassung Pan-en-theismus („Alles in Gott“).

Wenn dieser Gott als unendliches Subjekt aber den Menschen als endliches Subjekt und sein Gelingen („Heil“) gewollt hat, dann ist damit auch die menschliche Freiheit gegeben, im gleichen Atemzug freilich auch das Problem des Missbrauchs dieser Freiheit, das Problem des Bösen und damit für Gott das Problem, wie die Realität mit seiner Vernünftigkeit zu vereinbaren ist, also das alte Problem der Theodizee. Tetens versucht ihm so beizukommen, dass er Gott die menschliche Freiheit respektieren lässt, die seine Allmacht einschränkt, er setzt

aber der menschlichen Hybris die Sterblichkeit als Grenze. Um dem Menschen aber die Chance einer Umkehr zu geben, die auch über den Tod hinaus noch gilt, muss es nach dem Tod noch irgendeine Form von Dasein, von Wiederverkörperung geben (das Wie bleibt dabei offen).

Man mag über solche Gedankenexperimente verschiedener Meinung sein und sie als „Logelei“ abtun, es kommt Tetens aber entscheidend darauf an, dass sie rational in sich schlüssig sind und damit als denkerische Konstruktionen die gleiche Gültigkeit haben wie die Konzeptionen des Naturalismus. Denn da beide Positionen Weltanschauungen sind, stehen Denkgebäude gegen Denkgebäude gleichwertig einander gegenüber; und der Vorwurf des Naturalismus gegen den religiösen Glauben, er sei eine bloße irrationale Illusion, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Wo aber liegt dann die Wahrheit – oder gibt es diese für modernes Denken überhaupt nicht mehr? In der Theorie lässt sich bei der Konkurrenz der Glaubens- und Weltanschauungen für die Ratio in der Tat keine eindeutige, absolute Wahrheit feststellen. In der Praxis menschlicher Existenz sieht es allerdings etwas anders aus. Denn der Mensch ist nicht nur ein denkendes, sondern zugleich ein leibhaftig und ganzheitlich existierendes Wesen. Und dann muss sich folgerichtig zeigen, welche Anschauung sich im konkreten Leben mehr bewährt. Für Tetens fällt der Vergleich eindeutig aus, und hier ist es am besten, ihn selber aus seinem dritten, dem bilanzierenden Teil zu Wort kommen zu lassen:

„Natürlich ist der Gedanke, wir und die uns umgebende materielle Welt seien Geschöpfe Gottes, der unbedingt unser und der Welt Heil will, kühn und spekulativ. Für die naturalistische Mehrheit unter den heutigen Philosophen ist er indiskutabel. Für höchst diskutabel halten sie hingegen den Satz, Wir Menschen sind nichts anderes

als ein Stück kompliziert organisierter Materie in einer rein materiellen Welt. 'Dieser Satz ist freilich ebenso wenig bewiesen wie der Satz über die Schöpfung eines Gottes, der uns Heil verheißt. Gegen das Credo der Naturalisten spricht, dass es außerordentlich schwer, ja unmöglich wird, dass wir uns in seinem Lichte immer noch als vernünftige Personen verstehen können. Verschwiegen wird auch, dass, denken wir den naturalistischen Kernsatz konsequent zu Ende [...], die existenzielle Lage des Menschen in der Welt in seinem Lichte letztlich nur noch absurd wie ein bitterböser Witz erscheint.' (S. 87f.)

Und wenig später zieht Tetens die Schlussbilanz:

„Nein, der Satz ‚Menschen sind nichts anderes als ein Stück kompliziert organisierter Materie in einer rein materiellen Welt‘ ist selber kühn, um nicht zu sagen, tollkühn, ist unbewiesen und unbeweisbar, ist existenziell betrachtet absurd, bereitet allergrößte Schwierigkeiten, uns als vernünftige Personen begreifen zu können. Seine Botschaft ist durch und durch trostlos. Zugegeben, der Satz könnte am Ende trotz allem wahr sein.

Der Satz ‚Wir und die materielle Welt sind Geschöpfe des gerechten und gnädigen Gottes, der vorbehaltlos unser Heil will‘ ist kühn, unbewiesen und in dieser Welt unbeweisbar, ist aber existenziell betrachtet nicht absurd, es spricht für ihn, dass wir uns in seinem Lichte ohne Schwierigkeiten als vernünftige Personen verstehen können und dürfen. Und er drückt einen wunderschönen und ungemein trostreichen Gedanken aus. Zugegeben, der Satz könnte am Ende trotz allem falsch sein.‘ (S. 89 f.)

Rational wichtig ist allerdings die jeweilige Einschränkung am Schluss, denn es handelt sich bei diesen Urteilen um Überzeugungsaussagen von relativer Gültigkeit, wenn sie auch beide Male in sich rational begründet sind. Aber wo die theoretische Wahrheit nicht feststellbar ist, muss eben die existenzielle Plausibilität den Ausschlag geben. Für Tetens besteht diese

Plausibilität des rational verantworteten christlichen Glaubens in der Tatsache, dass – mit dem Begriff Paul Tillichs – eine solche Theologie uns „Mut zum Sein“ macht und uns unter dem Leidensdruck des Daseins Trost verleiht (S. 90). Kann man von einem religiösen Glauben angesichts der Phalanx rationaler Kritik mehr wollen?

Im Einzelnen mag Vieles in diesem ausdrücklich als „Versuch“ bezeichneten Entwurf diskutabel sein, auf jeden Fall aber hat Tetens mit diesem Beitrag dem christlichen Glauben, soweit er sich rationaler Kritik stellt, seine eigene vernunftgemäße Würde und damit seine Gleichberechtigung auf dem Markt der Weltanschauungen – vor allem angesichts der herrschenden Anmaßungen des Szientismus – verliehen.

*Wolfram Zoller
Ulrich-von-Hutten-Straße 61
70825 Korntal-Münchingen*

2. Gott als das Ganze bzw. als das Integral von Mensch und Welt

Volker Gerhardt: Der Sinn des Sinns – Versuch über das Göttliche, C. H. Beck: München 2015 Hardcover, 340 Seiten (ISBN: 978-3-406-66934-7), 29,95 Euro.

Das Buch des inzwischen emeritierten Professors an der Berliner Humboldt-Universität ist der bemerkenswerte Versuch eines zeitgenössischen Philosophen, sich mit dem Gottesbegriff oder, wie der Autor es bevorzugt, mit „dem Göttlichen“ auseinanderzusetzen. Die Gottesfrage, die in der alten Philosophie ein immer wiederkehrendes Thema war, ist unter Philosophen heutzutage weitgehend aus dem Blickfeld geraten. Und dennoch gilt, was der große Philosophie-Kenner Wilhelm Weischedel (1905–1975) einst über die Beschäftigung

mit der Frage nach Gott schrieb: „Gibt die Philosophie diese ihre wesentliche Aufgabe preis, so gibt sie offenbar sich selber auf.“⁵ Volker Gerhardt sieht in der Frage nach Gott „sogar den Anfang des Philosophierens“ (S. 69).

Indem Gerhardt die Frage nach Gott stellt und auch überzeugend zu beantworten sucht, befasst er sich immer wieder mit dem Wesen des Glaubens und dessen Verhältnis zum Wissen. (Er spricht von „Glauben“ statt von „Glaube“, weil das substantivierte Verb dem tätigen Vollzug näher steht als das Nomen). In dem flotten Spruch „Glaubst du noch, oder denkst du schon?“ einiger deutscher Atheisten wie Michael Schmidt-Salomon von der Giordano-Bruno-Stiftung erkennt Gerhardt einen unzulässig konstruierten Gegensatz zwischen Glauben und Wissen (S. 42). Denn jeder Mensch glaubt irgendetwas, „sobald er ernsthaft etwas tut oder lässt“ (S. 1). Glauben sei ein existenzieller Akt, der das Ganze eines Individuums umfasst und immer dann beginnt, wenn das Wissen eines Menschen an seine Grenzen stößt (S. 2). „Nichts ist dümmere als der Glauben, man könne den Glauben durch Wissen überwinden.“ (S. 60) „Es wäre eine kaum zu überbietende Form des Unwissens, anzunehmen, man könne sich alle Gegenstände des Glaubens in der Münze des Wissens auszahlen lassen.“ (S. 175)

Aber umgekehrt sei es auch nicht ratsam, den Glauben nur jenen zu überlassen, die meinen, man könne allein aus der Perspektive des Glaubens leben. Denn „wann immer einer selbst- und weltbewusst mit seinem Wissen umgeht, vertraut er auf Rahmenbedingungen seines Wissens, zu

denen ein Glauben gehört“ (S. 60). „Also glaubt jeder Mensch, der etwas weiß, und er glaubt ausnahmslos, dass ihm dieses Wissen etwas bedeutet.“ (S. 175) Diese Option für das Wissen beruht auf dem Gefühl (und Glauben ist wesentlich ein Gefühl), das wir als *Glauben an das Wissen* bezeichnen können (S. 185). Denn für Gerhardt ist der Glauben etwas, „das sich wesentlich auf den *Umgang mit dem Wissen* bezieht“ (S. 192). Der Mensch kann viel wissen und sein Wissen stets ausweiten, aber je mehr er weiß, desto mehr ist er zu erkennen genötigt, „nicht alles wissen zu können“ und sich einzugestehen, „dass dies immer so bleiben wird“. Und darum gilt: „Der Glauben als Einstellung zum Wissen kann somit nicht als zeitweilige Ersatzvornahme verstanden werden, die sich erledigt, sobald das Wissen auch die Bereiche abdeckt, die den Menschen mit Blick auf seine Gewissheit in existenziellen Fragen interessieren. Der Glauben muss vielmehr als eine grundsätzliche Kompensation dessen gesehen werden, was das Wissen gerade dem Wissenden versagt.“ (S. 193)

Nicht nur der Glauben spielt für den Menschen eine entscheidende Rolle, auch das Göttliche „ist eine Macht im menschlichen Leben“ (S. 11), zumal „die Gegenwart Gottes nirgendwo anders als im Selbstverständnis des Menschen liegt“ (S. 16). Doch das unmittelbare Gegenüber des Menschen ist nicht Gott, den er nicht sieht, sondern die Welt, zu der er gehört und mit der der Mensch schicksalhaft verbunden ist. Dass der Mensch überhaupt von „der Welt“ reden kann, ist ein Proprium nur des Menschen, der nicht nur von beobachtbaren Sachverhalten ausgeht, sondern die Welt als *ein Ganzes* zu denken vermag. Und indem er die Welt als ein Ganzes denkt und zu verstehen sucht,

5 Wilhelm Weischedel: *Der Gott der Philosophen. Grundlegung einer Philosophischen Theologie im Zeitalter des Nihilismus*, Band 1, dtv wissenschaft: München 1979, S. XVIII.

unterstellt er ihr gewissermaßen auch einen Sinn – zumal für sich selbst. „Die Sinn dimension ist die Voraussetzung dafür, in der Welt überhaupt nach einem Sinn suchen zu können.“ (S. 22) Von diesem Sinn handelt Gerhardts Buch.

Das Buch geht davon aus, „dass sich das *Ganze des Menschen* nur als das *zugehörige Gegenüber des Ganzen der Welt* begreifen lässt. Beide zusammen können als das sinntragende Ganze verstanden werden. Und erst bei diesem alle erlebten und erdachten Ganzheiten umfassenden Ganzen sind wir dem Begriff des Göttlichen nahe.“ (S. 25) In der Bezogenheit des Ganzen der Welt auf das Ganze von Individuen sieht Gerhardt die Göttlichkeit eines alles umfassenden Sinns. „Ohne Sinn bleibt die Welt ein Sammelsurium von Gegenständen und Vorgängen, von Daten und Fakten, die weder untereinander noch mit uns [...] verbunden sind. [...] Der ‚Sinn des Sinns‘ verbindet alle im Einzelnen gegebenen Bedeutungen derart, dass sie *im Ganzen* eine Bedeutung für die Individuen haben können, die sich darin *selbst als ganze* zu erhalten und zu entfalten haben.“ (S. 29)

Weil wir die Welt als Ganzes aber nicht vollständig zu denken vermögen, können wir an dieses Ganze der Welt – an dieses Eine, dieses All, diese Natur, diese Wirklichkeit, dieses Sein – nur glauben. „Es ist das Ganze der Welt, der gegenüber das Ganze eines Individuums zu seiner einzigartigen Bedeutung gelangt.“ (S. 45) Der Begriff der „Welt“ eröffnet einen großen „Bedeutungsraum“, der alles einschließt: das Sein, die Zeit, den Raum, die Wirklichkeit, die Möglichkeit, ja sogar das Nichts, „sofern wir es als Lücke verstehen, [welche] die existierenden Dinge lassen“ (S. 245). In Wahrheit ist die Welt „aber nur ein Gedanke, der alles zusammenfasst“

(S. 245). Gleichwohl hat dieser Gedanke von der Welt als einem Ganzen für den Menschen und seine individuelle Existenz offenbar eine immense Bedeutung.

Dieses Ganze der Welt, das dem Ganzen des Individuums in einer Bedeutung stiftenden Weise gegenübersteht, belegt Gerhardt mit dem Ausdruck des Göttlichen. „Es ist der Vorzug des Gottesbegriffs, dieses Ganze des Daseins in umfänglicher Weise zum Ausdruck zu bringen.“ (S. 46) Mit dem Begriff des Göttlichen habe der stets in Beziehungen lebende Mensch kein Problem mehr, „sich selbst als integralen Teil des Ganzen und dennoch als eigenständig zu begreifen“ (ebd.). „Das Göttliche ist das Ganze der Welt – potenziert durch das Ganze, als das sich der Mensch versteht [...]. Gott ist die Einheit, in der sich Mensch und Welt gegenüberstehen.“ (S. 48) Und sobald wir an Gott glauben, „ist darin der intellektuelle Selbst- und Weltbezug primär“ (S. 52). „Für den Gläubigen ist Gott die Welt, mit der man eins sein kann.“ (S. 199)

Wer den Sinn seines Lebens im Verhältnis zum Ganzen der Welt bestreitet, wird nach Gerhardt „als verlässlicher Partner, als Familienmitglied, als Bürger oder Freund, als Lehrer oder Vorgesetzter“ kaum in Frage kommen können (S. 61). Will der Mensch seinem Leben aber einen Sinn geben, „muss er an eine Korrespondenz zwischen Person und Welt *glauben*“ (ebd.). Also nimmt er die Welt, die ihm etwas bedeutet, „als ein Ganzes an, in dem er selbst *als Ganzer* Geltung beansprucht“ (ebd.). „Und diese Entsprechung, die sich weder als bloß weltlich noch als rein subjektiv bezeichnen lässt, kann im Einklang mit einer großen Tradition als *göttlich* begriffen werden. Damit wird das Göttliche zur Bedingung eines jeden mög-

lichen Sinns, den der Einzelne aus guten Gründen zu verfolgen sucht. Unter der Prämisse der Anerkennung des eigenen Sinns kann er das Göttliche als den *Sinn des Sinns* verstehen.“ (ebd.) „Göttlich ist somit das, in dessen Licht wir uns erkennen.“ (S. 78) „Das Göttliche ist das *Integral von Mensch und Welt*.“ (S. 287) Der Glauben ist „Ausdruck des Vertrauens, das ich als Teil der Welt, als Mensch und als Person in das Weltgeschehen habe. Und Gott ist der Name für den in diesem Vertrauen liegenden Sinn [...]“ (S. 313) Der Glauben zielt auf die „Sinneinheit von Mensch und Welt“, in der jeder Einzelne versucht, „ihr bewusst zu entsprechen, ihr gerecht zu werden und ihrer würdig zu sein“ (S. 113). Das ist die Grundthese des Buches.

Mit dieser Definition des Göttlichen ist freilich auch klar, dass der so verstandene Gottesbegriff für Gerhardt nicht als Transzendenz im Sinn einer Region jenseits der Welt zu verstehen ist (S. 48). Vielmehr gilt: „Gott wird *in* der Welt benötigt!“ (S. 54) Ausgehend von der Ideenlehre Platons, nach der das eigentlich Wirkliche die *Idee* sei, ist für Gerhardt „auch Gott eine *Idee*, die sich nur dem erschließt, der in der Selbst- und Welterkenntnis von seiner eigenen Einbindung in den Zusammenhang des Ganzen weiß“. „So ist die Frage, ob Gott existiert, so unangemessen wie die Frage, ob denn das Ganze wirklich gegenwärtig ist. Gott ist in seinem Wirken – und nirgendwo sonst.“ (84) Auch nach Kant gibt es Gott nicht im Sinne eines empirischen Sachverhalts, „wohl aber im Sinn einer moralischen Größe, an die man bereits glaubt, wenn man davon ausgeht, dass ein unter ethischen Prinzipien geführtes Leben auch im Ganzen des Daseins nicht sinnlos ist“ (S. 98). Gott ist „kein *Sachverhalt*, kein *Einzelnding* und somit auch kein ins unermess-

lich Große gesteigertes Lebewesen“ (S. 217 f.). „Als wahrhaft transzendentes Wesen wäre er vollkommen für sich und könnte denen, die an ihn glauben, noch nicht einmal etwas bedeuten, außer vielleicht, dass er von Ewigkeit zu Ewigkeit das *vollkommen Andere* und *notwendig Fremde* bliebe. Man müsste sich ein für alle Mal eingestehen, dass es sinnlos wäre, ihn anzurufen oder zu verehren [...]. Also ist es ausgeschlossen, Gott derart im Jenseits zu verorten, dass er gar nicht zur Welt gehört.“ (S. 223) Gott muss deshalb als ein „Moment der Welt“ angesehen werden. „Als Gott, der uns etwas angeht, kann er nur zu unserer Welt gehören.“ (ebd.) Und deshalb „hat er mit der Welt, in der wir sind, *eins* zu sein“ (S. 224). Das Göttliche ist somit etwas, „das *mit* und *in* der Welt wirksam ist“ (S. 228). Gott ist weder ein Etwas *in* der Welt noch ein Etwas *außerhalb* der Welt. „Gott kann nur die Welt bedeuten, in der wir selber sind [...]. Gott steht für die Welt, in der wir uns verstehen – in der wir uns, trotz allem, zu Hause wissen [...]“ (S. 230)

Indem der Mensch die Welt in ihrer Ganzheit als göttlich begreift, gibt er diesem Ganzen der Welt „einen Wert, der die bloße Summe seiner Teile überschreitet, wächst er selbst mit, auch wenn er nur ein Teil des Ganzen ist“. In der bewussten Anerkennung des Ganzen liegt eine Aufwertung seiner Teile (S. 213). „Dem Teil, der da denkt, kann das Ganze, das er denkt und zu dem er (irgendwie) gehört, nicht gleichgültig sein.“ (S. 212) Das heißt: Die Welt geht uns etwas an! Und sie geht uns deshalb etwas an, weil wir selbst ein Teil der Welt sind. „Der Mensch verlangt nach Sinn in einer Welt, die ihm von sich aus keinen Sinn zu bieten vermag.“ (S. 259 f.) Unser Wissen über die Welt bzw. über Teile unserer Welt ist nicht geeignet, uns einen

Sinn dieser Welt nahezulegen. „Auf die Fragen: Wozu die Welt da ist? und Wozu du Einzelner da bist? bietet das Wissen keine Antwort.“ (S. 233) Doch können wir Menschen diese Frage nach dem Sinn des Daseins nicht, wie Nietzsche, einfach offen lassen. Vielmehr sei dies, so Gerhardt, eine existenzielle Frage des Glaubens. Der Sinn der Welt, welcher der Mensch seine Existenz verdankt, kann in der Einheit von Mensch und Welt gesehen werden. Dies ist der Sinn, „den die Welt zulässt und den der Mensch als erfüllt oder erfüllbar ansehen kann“ (S. 235). Diesen Sinn kann der Glaube ergreifen. Der Mensch hat an die Welt zu glauben, wenn er in ihr bestehen will. „In diesem Glauben, in diesem *Weltvertrauen*, lebt der Mensch, sofern er bewusst lebt.“ (S. 238) Und der Glaube an Gott bietet sich allen an, „denen das Selbst- und Weltvertrauen in den alltäglichen Dingen nicht genügt“ (S. 273). Uns „so muss man den Glauben an Gott als die alles umfassende und zugleich persönlich wirksame Garantie des Glaubens an die Welt und an sich selbst verstehen. Wir glauben nicht um Gottes willen, sondern wir glauben an Gott um der Welt und des Menschen willen.“ (S. 274) An Gott wird nach Gerhardt geglaubt „wie an ein Wesen, das es *in* und *mit* der Welt gibt“ (ebd.). Gott kann als die Stimme begriffen werden, „in der sich die Welt dem Individuum mitteilt“ (S. 277). Gott ist der Name für den Sinn der Welt (ebd.). „Ohne diesen Sinn würde das Ganze der Welt mitsamt seiner einzelnen Teile ohne Bedeutung für uns sein. Allein damit ist die Rede vom Göttlichen als dem *Sinn des Sinns* gerechtfertigt.“ (S. 279) Und deshalb sei es nicht abwegig, auch vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Erkenntnisse vom *Göttlichen* – und sogar von *Gott* – zu sprechen; ja sogar *zu* Gott als unse-

rem sinngebenden Gegenüber zu sprechen wagen, sofern wir dieses Gegenüber nicht verdinglichen oder uns als physische Entität vorstellen. Dass Gerhardt mit seiner weit gefassten und undogmatischen Gotteslehre indirekt auch die Fragwürdigkeit eines allzu platten Atheismus als obsolet entlarvt, sei hier auch noch herausgestellt.

Ich habe dieses Buch mit großem Gewinn gelesen, zumal Gerhardts Thesen in wesentlichen Punkten auch meinen eigenen Gottesvorstellungen entsprechen.⁶ Gerhardt ist weit davon entfernt, einem traditionellen, dogmatischen Christentum das Wort zu reden, legt aber beredtes Zeugnis davon ab, dass das Göttliche zwar kein wie auch immer beschaffener Gegenstand ist, aber doch als „eine Macht im menschlichen Leben“ (S. 11) wahrgenommen und ernst genommen werden kann. Gerhardt selbst war zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn aus der Kirche ausgetreten, trat aber aufgrund eigenen Nachdenkens nach 25 Jahren wieder in dieselbe ein – und zwar „mit dem Glück eines Menschen, der etwas Verlorenes wiedergefunden hat“ (ebd.). Dass die den Gottesgedanken propagierenden christlichen Kirchen der Idee ihrer Gründung oft genug Gewalt angetan haben, verkennt der Autor nicht. Das sollte aber den Blick „für die kulturgeschichtlichen Leistungen der christlichen Kirchen nicht verstellen“ (S. 304). Keine andere Religion habe die rationalen Kräfte der globalen Weltkultur so gefördert wie das Christentum (ebd.). Gleichwohl: „Die Kirche hat im eigenen Wirken ein Beispiel für das zu geben, was sie lehrt.“ (S. 299)

Kurt Bangert

⁶ Kurt Bangert: *Die Wirklichkeit Gottes. Wie wir im 21. Jahrhundert an Gott glauben können*, Philia: Bad Nauheim 2012/2015.

NACHTRAG

440 Seiten mit 38 Abbildungen, Leinen (ISBN 978-3-939973-61-4), 34 Euro.

In Freies Christentum 4/2015 (S. 86-93) gedachte Andreas Rössler unter dem Titel „Freies Christentum in der Reformation“ des vor 500 Jahren geborenen französischen evangelischen Humanisten Sebastian Castellio (1515-1563). Aus Platzgründen konnten wir dort nicht die Bibliographie bringen, die der Autor zusammengestellt hatte und die wir nun gerne nachtragen.

Der evangelische Humanist Sebastian Castellio ist als streitbarer Vorkämpfer religiöser Toleranz eine Lichtgestalt unter den führenden Vertretern der Reformation. Angesichts unmenschlicher Vorgänge in Politik, Wirtschaft und leider auch in der Welt der Religionen ist er nach wie vor ungewöhnlich aktuell. Zugleich ist Castellio „einer der Väter des liberalen Protestantismus“ (so Walter Nigg).

Es ist das große Verdienst des Alcorde Verlags Essen, dass drei Hauptwerke Castellios endlich – nach über viereinhalb Jahrhunderten! – in deutscher Sprache zugänglich sind: zum ersten Mal vollständig, sachkundig kommentiert und durch entsprechende Register aufgeschlossen. Eine willkommene Ergänzung bilden zwei biographische Darstellungen. Die Bände sind wunderbar aufgemacht und mit historischen Abbildungen informativ illustriert.

Alle fünf hier aufgeführten Bücher sind erschienen im Alcorde Verlag, Essen, in der von Verlagsleiter Wolfgang F. Stammler herausgegebenen „Bibliothek historischer Denkwürdigkeiten“.

• *Sebastian Castellio: Das Manifest der Toleranz. Über Ketzer und ob man sie verfolgen soll. Eingeführt von Wolfgang F. Stammler. Aus dem Lateinischen von Werner Stingl; mit Beiträgen von Stefan Zweig und Hans R. Guggisberg, 2013,*

Mit der plakativen und zündenden Überschrift „Das Manifest der Toleranz“ ist Castellios berühmtestes Werk gemeint, seine Schrift von 1554 „Über Ketzer und ob man sie verfolgen soll“ („De haereticis, an sint persecuendi“). Diese Streitschrift ist ein Sammelwerk, in dem Castellio einerseits eigene Texte zusammenstellt, meist unter verschiedenen Pseudonymen (Martinus Bellius, Georg Kleinberg, Basilius Montfort), darunter ein grundlegendes Schreiben an Herzog Christoph von Württemberg (S. 55-71), und in dem er andererseits Textauszüge und Zitate bekannter Theologen zum Thema Toleranz sammelt, etwa von Martin Luther, Johannes Brenz, Erasmus von Rotterdam und Sebastian Franck (übrigens auch von Johannes Calvin).

Ergänzt ist der Band durch weitere Texte Castellios, so seinen „Bericht über den Tod Servets“ (S. 39-48) und seine „Verteidigungsschrift vor dem Basler Rat“ (S. 209-219) vom 24. November 1563 (einen Monat vor seinem Tod verfasst!). Die Einleitung aus Stefan Zweigs historischer Monografie von 1938, „Ein Gewissen gegen die Gewalt. Castellio gegen Calvin“, ist beigegeben (S. 25-38), ferner ein (die „Ketzerschrift“ betreffender) Auszug aus Hans R. Guggisbergs maßgeblicher Abhandlung „Sebastian Castellio 1515–1563. Humanist und Verteidiger der religiösen Toleranz“, Göttingen 1997 (S. 221-309).

Sehr hilfreich zur Einordnung und zum Verständnis von Castellios Hauptwerk sind die Einführung des Herausgebers Wolfgang F. Stammler (S. 7-23) und im Anhang, neben einigen damaligen Bibelauslegungen zum Thema Toleranz, die „Kleine Ketzerkunde“ von Lektor Hans-Joachim Pagel (S. 331-345): knapp, verständlich und kirchengeschichtlich höchst informativ.

• *Sebastian Castellio: Gegen Calvin. Contra libellum Calvinii. Aus dem Lateinischen übersetzt und kommentiert von Uwe Plath, 2015, 431 Seiten mit 62 Abbildungen, Leinen (ISBN 978-3-939973-62-1), 36 Euro.*

Castellios Schrift „Gegen Calvin“ („Contra libellum Calvinii, in quo ostendere conatur haereticos jure gladii coercendos esse“) von 1554 – nach seinem Hauptwerk „Über Ketzler und ob man sie verfolgen soll“ verfasst – ist eine Entgegnung auf Calvins „Verteidigung des rechten Glaubens über die heilige Trinität“ („Defensio orthodoxae fidei de sacra Trinitate“) von Ende 1553, mit der Calvin die Hinrichtung Michael Servets am 27. Oktober 1553 zu rechtfertigen sucht. Erst 1612 wurde diese Schrift Castellios überhaupt veröffentlicht, und zwar in den Niederlanden, durch die zur freisinnigen Tradition gehörenden Remonstranten (heute eine Mitgliedskirche der IARF). In der Schrift „Gegen Calvin“ behandelt Castellio nicht zuletzt die Frage, was eigentlich unter Ketzerei bzw. Häresie zu verstehen ist.

Castellio geht in diesem Werk Stück für Stück Calvins „Verteidigung des rechten Glaubens über die heilige Trinität“ entlang, indem er 154 Abschnitte Calvins zitiert und auf sie unter dem Pseudonym „Vaticanus“ (hat nichts mit Vatikan zu tun, sondern wohl mit „vates“ = Prophet, Seher) kritisch eingeht. Im Anhang finden sich weitere Texte Castellios, darunter das wichtige Schreiben an König Eduard VI. von England vom Februar 1551 (S. 297-312), in welchem schon zwei Jahre vor Servets Hinrichtung die Forderung der Toleranz gegenüber Häretikern gefordert wird, und wieder der „Bericht über den Tod Servets“ (S. 319-330). Eingeführt, übersetzt und kommentiert ist der Band durch den Kirchenhistoriker Uwe Plath, eine maßgebliche Instanz in der Castellio-Forschung.

• *Uwe Plath: Der Fall Servet und die Kontroverse um die Freiheit des Glaubens und Gewissens. Castellio, Calvin und Basel 1552-1556, 2014, 456 Seiten mit 44 Abbildungen, Leinen (ISBN 978-3-939973-63-8), 32 Euro.*

Der Castellio-Forscher Uwe Plath veröffentlichte 1974 seine Basler Dissertation „Calvin und Basel“, die hier leicht Neubearbeitet und mit einem neuen Vorwort versehen vorliegt. Diese spannende Darstellung beschäftigt sich mit den problematischen Beziehungen des Genfer Reformators Johannes Calvin zu Basel und zeigt Basel als eine Hochburg der Toleranz, gerade in der Kontroverse um den spanischen Arzt und Antitrinitarier Michael Servet (1511–1553), den Genfer Prozess gegen ihn und seine grausame Hinrichtung. Castellio spielt in dem Buch eine Hauptrolle. Es wird aber deutlich, dass er in Basel unter den Anhängern der Reformation nicht der einzige namhafte Verfechter der Toleranz gewesen ist. Castellio hatte etliche Mitstreiter. Das Buch konzentriert sich auf die Jahre 1552 bis 1556.

• *Sebastian Castellio: Die Kunst des Zweifels und Glaubens, des Nichtwissens und Wissens. Ins Deutsche übersetzt von Werner Stingl. Kommentiert und bearbeitet von Hans-Joachim Pagel, 2015, 403 Seiten mit Abbildungen, Leinen (ISBN 978-3-939973-65-3), 38 Euro.*

Der Herausgeber Wolfgang F. Stammler bezeichnet dieses Werk, das Castellio am Ende seines Lebens unabgeschlossen aus der Hand legen musste, als „das heimliche Hauptwerk, die summa summarum von Castellios Denken und Schaffen“. Hier geht es nicht mehr in erster Linie um das Problem der Toleranz, doch zeigt es sich, in welchem theologischen und philosophischen Rahmen Castellios leidenschaftliches Plädoyer für die religiöse Toleranz zu sehen ist. Es ist ein Skandal, dass dieses Werk erst 1981 als ganze Schrift ver-

öffentlich worden ist. Und jetzt erscheint die Abhandlung auf Deutsch, als wichtiger Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion über Glaube und Zweifel, über Skepsis und Agnostizismus, über die Würde der Vernunft und der eigenen Erfahrung in Glaubensfragen.

In höchst modern anmutender Weise setzt sich Castellio für die Eigenständigkeit und Mündigkeit der Christen ein, also für ein freies, nicht von dogmatischen Zwängen eingeengtes Christentum. Es gibt nach Castellio drei Glaubensautoritäten: die Vernunft, die Erfahrung und die Heilige Schrift. Diese drei Instanzen sind aufeinander bezogen.

Zu diesem Werk stellt Castellio fest: „Ich habe dem Buch den Titel gegeben ‚Die Kunst des Zweifels und Glaubens, des Nichtwissens und Wissens‘ [‚De arte dubitandi et confidendi, ignorandi et sciendi‘], weil in ihm gelehrt wird, woran man zweifeln und worauf man vertrauen soll, und was man nicht zu wissen braucht und was man wissen muss.“

• *Mirjam van Veen: Die Freiheit des Denkens. Sebastian Castellio – Wegbereiter der Toleranz (1515–1563). Eine Biographie. Aus dem Niederländischen übersetzt von Andreas Eike, 2015, 351 Seiten mit Abbildungen, Leinen (ISBN 978-3-939973-71-3), 32 Euro.*

Mirjam van Veen ist Professorin für Kirchengeschichte an der Freien Universität in Amsterdam. Sie beschreibt Castellio als einen Anwalt der Zweifelnden, der seiner Zeit weit voraus ist, den man mundtot zu machen sucht und der stets damit rechnen muss, selbst als Ketzer angeklagt zu werden, und als einen Vorläufer der Aufklärung.

Ergänzt wird die flüssig zu lesende Lebensgeschichte durch mehrere Beilagen: (a) einen einzigartig persönlichen Text von Castellio, seine „Defensio“ von 1558: „Ca-

stellios Verteidigung gegen den Autor des Buches mit dem Titel: Die Schmähungen eines Wirrkopfs“ (S. 235-289); hier muss er sich gegen Anschuldigungen, ja Verleumdungen der Reformatoren Johannes Calvin und Theodor Beza zu Wehr setzen, schließt aber mit der Hoffnung auf eine Versöhnung, wie sie unter Christen angemessen ist; (b) eine kurze, im originalen Deutsch abgedruckte „antwort uff etliche articul“ vom 16. November 1557, in der er sich gegen zwei theologische Vorwürfe verwahrt (S. 290-292); (c) Castellios „Verteidigungsschrift vor dem Basler Rat“ vom 24. November 1563, sein letztes Lebenszeugnis (schon abgedruckt in „Das Manifest der Toleranz“). (d) Besonders hilfreich ist auch die von Lektor Hans-Joachim Pagel erstellte ausführliche Zeittafel zu Castellio (S. 305-310). (e) Dazu kommt ein gründliches Verzeichnis der Werke Castellios, weiterer einschlägiger Quellen und der Sekundärliteratur.

*Pfarrer Dr. Andreas Rössler
Oelschlägerstraße 20, 70619 Stuttgart*

INFORMATIONEN

Gerhard Wehr gestorben

Mit Gerhard Wehr (*26.9.1931) ist am 22. April 2015 einer der wichtigsten theologischen Sachbuch-Autoren gestorben. Der gelehrte evangelische Diakon, Erwachsenenbildner, Mystik-Experte, Kenner der Tiefenpsychologie und Religionsphilosophie erhielt 2002 für sein umfangreiches Schaffen den theologischen Ehrendoktor der evangelisch-lutherischen Augustana-Hochschule in Neuendettelsau. Er schrieb Biografien u.a. über Martin Buber, Karl Barth, Carl Gustav Jung, Jan Hus und Paul Tillich. Dem *Freien Christentum* stand er sehr nahe.

Andreas Rössler

WEIHNACHTEN

*Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren
und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verloren.*

*Gott schleuſt ſich unerhört in Kindes Kleinheit ein:
Ach möcht' ich doch ein Kind in dieſem Kinde ſein.*

*Ach könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden,
Gott würde noch einmal ein Kind auf dieſer Erden.*

*Merke, in der ſtillen Nacht wird Gott, ein Kind, geboren,
und wiederum erſetzt, was Adam hat verloren.*

*Iſt deine Seele ſtill und dem Geſchöpfe Nacht,
ſo wird Gott in dir Menſch und alles wiederbracht.*

*Hier liegt das werte Kind, der Jungfrau erſte Blum,
der Engel Freud und Luſt, der Menſchen Preis und Ruhm.*

*Soll er dein Heiland ſein und dich zu Gott erheben,
ſo muſt du nicht ſehr weit von ſeiner Krippe leben.*

*Der Himmel ſenkte ſich, er kommt und wird zur Erden;
wann ſteigt die Erd empor und wird zum Himmel werden?*

Angelus Silesius (1624–1677)

PVSt DPAG Entgelt bezahlt

E 3027

Versandstelle *Freies Christentum*:
Geschäftsstelle des
Bundes für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis: jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag: für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro.
Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum: Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).
Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“.

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Kurt Bangert, Anschrift siehe 2. Umschlagseite (innen).

ISSN 0931-3834